



Silke Birgitta Gahleitner

Soziale Arbeit als Beziehungs- profession

Bindung, Beziehung und Einbettung
professionell ermöglichen

BELTZ JUVENTA

Einführung

„Wer ‚bin‘ ich ohne dich?“
(Butler, 2003/2005, S. 39)

Vor ca. 1000 Jahren ließ Friedrich II. von Aragón ein ‚Experiment‘ durchführen. Mit der Zielsetzung, die Ursprache des Menschen zu erkunden, entwendete er Müttern ihre Säuglinge und ließ sie von Ammen aufziehen. Diese sollten sie zwar mit dem Nötigsten versorgen, ihnen aber jede emotionale Zuwendung und jeden Körperkontakt versagen. Alle 30 Kinder dieses Experiments starben nach kurzer Zeit (vgl. Benoist-Méchin, 1980/1982; vgl. auch Straus, 2008). Heute gibt es zwar in der Anthropologie und den angrenzenden Humanwissenschaften keine Differenzen mehr darüber, dass „die Orientierung auf andere Menschen zu den Grundkonstanten menschlichen Lebens gehört“ (Straus, 2008, o.S.) und auch forschungsethische Gesichtspunkte würden dem ‚Experiment‘ entgegenstehen, aber es sind keineswegs alle Fragen geklärt. In langjähriger Praxis in psychosozialen Arbeitsbereichen vermittelte sich mir z.B. von Beginn an die Erfahrung, dass die Qualität der Arbeit eng an das Gelingen der professionellen Beziehungsgestaltung gebunden ist. Obwohl diese Erfahrung jedoch von vielen KollegInnen aus der Praxis und Forschung geteilt wird, bleibt es in der weiteren Folge nicht selten bei naiv-empathischen Beteuerungen und ist nach wie vor nicht geklärt, wie – im Detail – sich eine professionelle Beziehung gestaltet bzw. gestalten sollte: „Zwar weiß jeder, dass ohne Beziehungen nichts läuft. Aber es scheint nicht so einfach zu sein, ein Theoriegebäude für die Beziehungen zu entwickeln“ (Schröder, 2002, S. 59). Noch größer werden die Unklarheiten, wenn es darum geht, wie das Wissen um die Wichtigkeit professioneller Beziehungsgestaltung und Beziehungskompetenz verlässlich an angehende Fachkräfte vermittelt werden kann.

Die Unklarheiten und Unsicherheiten zeigen u.a. die Schwierigkeit auf, die Komplexität des Beziehungsgeschehens präzise in Theorien und Konzepten zu verorten. Fachkräfte der Sozialen Arbeit sind in der Praxis zudem „als Personen mit anderen Subjekten (und deren Problemen), mit Institutionen und Organisationen in je besonderen gesellschaftlichen und kulturellen Deutungsmustern konfrontiert. Dies macht es geradezu erwartbar, dass sie mit emotionsgeladenen Themen, wenn nicht gar Konflikten zu tun haben, in denen sowohl Zuneigung, Zärtlichkeit, Sexualität, als auch Macht, Ohnmacht, Hass, Aggressionen, personale und strukturelle Gewalt mit im Spiel sind“ (Dörr, 2007, S. 138). Die während der letzten Jahre in den Medien veröffent-

lichten sexuellen Übergriffe in pädagogischen Einrichtungen verweisen hier lediglich auf die Spitze eines wesentlich tiefer gründenden Eisbergs (vgl. Thole et al., 2012). Dazu treten gesellschaftliche Veränderungsprozesse, die der professionellen Beziehungsgestaltung eine immer größere Bedeutung zuweisen. Tradierungsmuster, vorgebahnte Verwandtschaftsstrukturen und Lebensläufe haben sich in Freiräume für Entscheidungen und kommunikative Entscheidungsprozesse aufgelöst. Individualisierung und Mobilität bedingen veränderte Formen sozialer Interaktion und einen Mangel an sozialer Einbettung (vgl. ‚disembedding-Phänomene‘ nach Giddens, 1990/1995; vgl. auch Keupp, 1997a). Die zunehmenden gesellschaftlichen Anforderungen an den Einzelnen sind von einer Reihe von AdressatInnen nicht ‚bewältigbar‘ und ‚bedürfen psychosozialer, integrativer Unterstützung‘ (Hanses, 2008, S. 21).

Diese Einschätzung gilt insbesondere im Bereich psychosozialer Arbeit, in dem PraktikerInnen mit ‚hard to reach‘-KlientInnen konfrontiert sind, die dringend und umfassend Unterstützung benötigen, jedoch vom Gesundheits- und Sozialsystem nicht angemessen erreicht werden. Oft sind sie durch multiple, existenzielle Problemlagen und Krankheitszustände bedroht. Meist verfügen sie in ihrem Umfeld nicht über eine ausreichende An- und Einbindung. Gerade bei dieser Zielgruppe sind Fachkräfte der Sozialen Arbeit besonders explizit für „das Anknüpfen an die unterbrochene Kommunikation zuständig“ (Döring, 2004, S. 196). Dieser „Komplexität der Beziehungsdimension“ (Stemmer-Lück, 2004, S. 55) hat sich die Soziale Arbeit in besonderer Weise gewidmet. Konzeptionen aus der Psychologie erweisen sich häufig als zu individuumsbezogen für diesen Kontext. Konzeptionen aus der Pädagogik und Sozialen Arbeit allerdings werden von Fachkräften aus der Praxis oft als nicht präzise genug erlebt, um – gerade für die Beziehungsgestaltung mit schwer und mehrfach beeinträchtigten AdressatInnen bzw. KlientInnen – sinnvoll einsetzbar zu sein.

Die Bindungsforschung, die sich in den letzten Jahren – immer mehr auch praxisnah – damit befasst, Interventionskonzepte auf der Grundlage der Bindungstheorie zu untersuchen und die daraus resultierenden Ergebnisse für die Hilfepraxis zugänglich zu machen, hat insofern für die obige Fragestellung ohne Zweifel eine entscheidende Lücke geschlossen. Die Erfahrung in der Praxis, dass Muster gelingender Interaktion in jeder professionellen Hilfeleistung – nicht nur in der frühen Kindheit – eine wichtige Grundlage für Hilfeprozesse darstellen, lässt sich auf dieser Basis besser systematisieren. Mit seinen umgebenden Bindungspersonen organisiert der Mensch Gefühle und mentale Prozesse, nimmt Ereignisse wahr, macht sich Pläne und reguliert stetig Anpassungen an neue Herausforderungen (vgl. Bowlby, 1973/2006). Konzeptionen der Bindungstheorie jedoch beziehen sich in ihrer Herkunft lediglich auf dyadische Beziehungskonstellationen und Szenerien

der Kleinfamilie. Auch in Forschungsergebnissen der Psychotherapie fokussieren die meisten Studien zentriert auf die Person des/der KlientIn. Konzeptionen professioneller Beziehungsgestaltung in der psychosozialen Arbeit benötigen diese Wissensbestände, jedoch zudem eine deutlich erweiterte Perspektive professioneller Beziehungsgestaltung, die auch das Problemfeld sozialer Integration fokussiert. Es geht stets um die ‚Person-in-ihrer-Welt‘ (vgl. Thomae, 1969), die ‚person-in-environment‘ (vgl. Dorfman, 1996). Bindungstheorie und andere psychologische Bezugsgrößen bieten folglich für das dyadische Beziehungsgeschehen in psychosozialen Arbeitsfeldern einen hilfreichen Orientierungsrahmen, sie sollten allerdings für eine tragfähige Anwendung in der Sozialen Arbeit um weitere Überlegungen und Theoriebestände erweitert werden.

Entlang dieser Überlegungen wird in der vorliegenden Arbeit der Frage nachgegangen, welche umfassenden Einflussfaktoren für eine gelingende professionelle Beziehungsgestaltung und soziale Einbettung sich herausarbeiten lassen und wie sich diese Einflussfaktoren mit bereits bestehenden Konzepten aus der Sozialen Arbeit und aus den angrenzenden Bezugswissenschaften in ein Verhältnis setzen bzw. weiterentwickeln lassen. Dafür wird auf die sekundäranalytisch erarbeitete subjektive Perspektive von HilfeempfängerInnen in drei bereits durchgeführten Forschungsprojekten zurückgegriffen. Zielsetzung der Analyse ist das Herauskristallisieren der Aspekte, die zu einer professionellen Gestaltung eines förderlichen Beziehungsgeschehens und -umfeldes für KlientInnen und Adressatinnen in der psychosozialen Praxis mit ‚hard to reach‘-Klientel beitragen können. Das Kapitel 1.1 – im Anschluss an die Einleitung – widmet sich daher den soeben angesprochenen gesundheitlichen Überforderungen durch psychosoziale Verarbeitungsprozesse in der heutigen Gesellschaft. Aufgrund gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse haben Problemlagen – insbesondere für benachteiligte Bevölkerungsgruppen – zugenommen. Die dadurch bedingte Destabilisierung psychosozialer Lebensverhältnisse hat Versorgungsnotstände mit sich gebracht, denen mit Erkenntnissen aus nur einer Disziplin nicht ausreichend begegnet werden kann und denen ‚biopsychosoziale Professionalität‘ entgegengesetzt werden muss. Hier hat die Soziale Arbeit eine besondere Verantwortung.

Da Fachkräfte der Sozialen Arbeit an vielen Stellen mit sozial stark belasteten, häufig auch psychisch beeinträchtigten oder physisch kranken ‚hard to reach‘-KlientInnen in Multiproblemsituationen zu tun haben, benötigen sie spezifische Wissensbestände und Kompetenzen. Als theoretische Perspektiven zum Verständnis professioneller Beziehungsgestaltung in der psychosozialen Arbeit werden daher in Kapitel 1.2 Überlegungen zur pädagogischen Beziehungsgestaltung sowie die Konzeptionen der einzelnen Therapieverfahren zur therapeutischen Beziehungsgestaltung inkl. der ‚common factor‘-

Forschung ausgeführt. Kapitel 1.3 widmet sich den zugehörigen bezugswissenschaftlichen Grundlagen, der Bindungstheorie bzw. treffender den ‚Bindungstheorien‘ und sozialen Netzwerktheorien bzw. sozialen Unterstützungstheorien. Diese Theoriestränge existier(t)en bisher weitgehend unverbunden nebeneinander und werden zunächst auch einzeln entlang ihrer theoretischen bzw. empirischen Wurzeln in ihrem Erkenntnisgewinn gewürdigt bzw. in ihren für die Fragestellung relevanten Entstehungszusammenhängen, Inhalten und Forschungsergebnissen dargelegt.

Das zweite Kapitel entfaltet die empirische Basis der vorliegenden Arbeit, eine sekundäranalytische Reanalyse dreier Forschungsprojekte aus den Bereichen ‚psychosoziale Arbeit im Krankenhaus‘, ‚stationäre Kinder- und Jugendhilfe‘ sowie ‚Beratung und Begleitung gewaltbetroffener Frauen‘. Die Ergebnisse zeigen übereinstimmend, dass das Gelingen von Hilfe eine authentische, emotional tragfähige, von Nähe geprägte und dennoch reflexiv und fachlich durchdrungene Diagnostik und Beziehungsgestaltung erfordert. Es zeigt sich darüber hinaus, dass Hilfe besonders dann gelingt, wenn beziehungserschütterte KlientInnen die Möglichkeit zu persönlichen Beziehungsdimensionen und -momenten erhalten, die als Alternativerfahren zu früheren Beziehungserschütterungen den Weg zurück in soziale Zusammenhänge bahnen. In diesem persönlichen Beziehungsgeschehen wird arbeitsfeldübergreifend von den AdressatInnen in den Interviews ein großer Teil der Wirkung verortet. Durch die professionelle Beziehungsgestaltung entstehen ihren Aussagen zufolge eine Reihe wirkungsvoller Möglichkeiten und Chancen auf Veränderung im primären, sekundären und tertiären Netzwerkgefüge – keineswegs nur auf der Ebene der Dyade.

Auf konkrete Hilfeprozesse bezogen bedeuten diese Ergebnisse, dass als Grundlage für adäquate Kompetenzen und Performanzen ein umfassendes Wissen über die Qualitäten professioneller Beziehungsgestaltung unabdingbar ist. Soziale Arbeit bietet in ihren ausgewiesenen Fachkompetenzen der dialogischen und authentischen Begegnung, der Umfeldorientierung und des Schnittstellenmanagements zur Vernetzung der verschiedenen Unterstützungssysteme bereits eine Reihe von Fachkompetenzen für ein vertrauensvolles Aufgehoben-Sein der KlientInnen in einer wertschätzenden Beziehungsumgebung. Für ein tieferes konzeptionelles Verständnis und den Aufbau passfähiger Beziehungskonstellationen bedarf es jedoch der Integration und Ergänzung der unterschiedlichen Wissensbestände der verschiedenen disziplinären Perspektiven, die im ersten Kapitel dargestellt wurden. Dabei geht es jedoch nicht einfach um eine Addition der bereits existierenden Ansätze, sondern diese bedürfen in Forschung wie Praxis einer inhaltlichen Zusammenführung und Ausdehnung. In der Diskussion im dritten Kapitel werden daher entlang der empirischen Ergebnisse verschiedene Verbindungsdiskurse – ‚bottom up‘ wie ‚top down‘ (in einer Zirkelbewegung von

der Bindungsebene in die Netzwerkdimension und wieder zurück) – zusammengetragen.

Der Forschungsstrang der persönlichen Beziehungen verknüpft diese verschiedenen theoretischen Stränge nochmals in besonderer Weise, indem er sich konsequent zwischen verschiedenen Disziplinen bewegt. Als ein weiteres Bindeglied sind der Vertrauensdiskurs und das Professionsverständnis der Pädagogik und Sozialen Arbeit mit dem Hinweis auf die berufsspezifischen Antinomien (sozial-)pädagogischen Handelns zu nennen, die als übergreifendes Muster die professionelle Beziehungsgestaltung handlungsorientiert und reflexiv organisieren helfen. In der Diskussion der vorliegenden Ergebnisse im dritten Kapitel werden alle diese verschiedenen Stränge zusammengeführt und in einem aus der Empirie und Theorie entwickelten ‚Prozessmodell‘ für eine gelungene professionelle Beziehungsgestaltung in psychosozialen Arbeitsfeldern unter dem Titel ‚Von der ‚schützenden In-selberfahrung‘ zum ‚persönlich geprägten Netzwerk‘‘ (Kapitel 3.5.2) veranschaulicht. Dieses Modell zu zentralen Dimensionen hilf- und erfolgreicher psychosozialer Intervention sowie ein kurzer Ausblick schließen die Arbeit ab.

Bei allem Anspruch auf das Ausleuchten komplexer Zusammenhänge muss an manchen Orten, um eine klare Gestalt deutlich werden zu lassen, auf bestimmte Diskurse verzichtet werden. Zum vorliegenden Thema könnten z.B. auch die umfassenden Ergebnisse aus der Neurobiologie und der Epigenetik der letzten Jahre (vgl. u.a. Fuchs, 2010; Bauer, 2010) und die Diskurse zu den Themen Diversity, Intersektionalität und Postkolonialismus (vgl. u.a. Castro Varela & Dhawan, 2005; Czollek & Perko, 2011; Rommelspacher & Wachendorfer, 2008; Comas-Diaz, 2006) weiteren Aufschluss verschaffen. Um in der gewählten Verortung der Arbeit jedoch nicht an Prägnanz zu verlieren, wurde auf diese und eine Reihe weiterer Themenfelder weitgehend verzichtet. Genderaspekte allerdings werden immer wieder berührt und in Bezug auf eine gendergerechte Schreibweise wurde das Binnen-I gewählt.

An dieser Stelle sei auch ein Hinweis zur ‚Benennungskultur‘ eingefügt, die auch den interdisziplinären Gesamtcharakter der Arbeit verdeutlicht. Das Spektrum psychosozialer Arbeit hat eine Reihe von Begriffskulturen hervorgebracht, die sich aus dem unterschiedlichen Verständnis der Bezugsdisziplinen speisen und Hinweise auf Asymmetrien im Professionsverständnis geben wie z.B. PatientIn, KlientIn, KundIn, NutzerIn, AdressatIn, AkteurIn (vgl. Homfeldt & Gahleitner, 2015). In der Sozialen Arbeit findet insbesondere der Begriff der/s AdressatIn Verwendung. Damit soll vermittelt werden, dass es um die subjektiven Bedarfe der institutionellen Angebote in Bezug auf den/die AdressatIn geht, nicht umgekehrt. Die Psychotherapie- und Beratungsszene spricht von KlientInnen. Damit soll wiederum die Mündigkeit

der Klientel in Abgrenzung zum Begriff PatientIn zum Ausdruck gebracht werden, der insbesondere im medizinischen Bereich gängig ist. In der vorliegenden Arbeit wird eine Verknüpfung der verschiedenen Arbeitsbereiche inkl. ihrer jeweiligen Kulturen und Begrifflichkeiten angestrebt. Daher werden – zur besseren Verständigung – alle drei genannten Begriffe AdressatIn, KlientIn und PatientIn entlang ihrer jeweiligen Kontexte in der Arbeit verwendet und damit der Versuch gemacht, unter den verschiedenen Herangehensweisen eine gegenseitige Anschlussfähigkeit zu schaffen.

Ob im Umgang mit AdressatInnen, KlientInnen oder PatientInnen, psychosoziale Fachkräfte verfügen in ihrer tagtäglichen Praxis häufig über einen immensen Schatz an wichtigen Erfahrungen, die ihnen handlungspraktische Wege intuitiv aufzeigen. Oftmals fällt es jedoch aufgrund der Komplexität des Arbeitsalltags schwer, das Erfahrungswissen systematisch an Konzepte und Theoriebestände zurückzubinden. Nur über eine dezidierte Zuordnung ist jedoch letztlich eine gelungene Theorie-Praxis-Verknüpfung machbar, nur auf diese Weise können Strukturen entwickelt werden, die systematisch an Auszubildende weitergegeben werden können und dann eventuell die Möglichkeit zu einer ‚strukturierten Intuition‘ (siehe unten; vgl. Gahleitner, 2005a) bieten, die sich vor einem breiten Wissenshintergrund gekonnt und systematisch entfalten kann. Das bereits angesprochene ‚Prozessmodell‘ für eine professionelle Beziehungsgestaltung in psychosozialen Arbeitsfeldern versucht diese konzeptionelle Rückbindung über den Stufe für Stufe beschriebenen Weg „von der ‚schützenden Inselerfahrung‘ zum ‚persönlich geprägten Netzwerk““ (Kapitel 3.5.2) zu ermöglichen. Als Grundlage dafür bedarf es jedoch der detaillierten Ausformulierung der zugehörigen Wissensbestände und eines angemessenen Einbezugs der jeweiligen sinnvoll zusammengetragenen bezugswissenschaftlichen Aspekte.

Die Arbeit ist daher sowohl einer Verbindung verschiedener Disziplinen als auch einer Verknüpfung der verschiedenen Erfahrungsebenen Forschung, Theorie und Praxis gewidmet, legt jedoch letztlich ihren zentralen Schwerpunkt auf die theoretische Detailarbeit einer zentralen Schlüsselqualität für die Soziale Arbeit: auf die einer professionellen Beziehungs- und Umfeldgestaltung – insbesondere für diejenigen AdressatInnen und KlientInnen, die bereits mehrfach Vertrauensmissbrauch und Beziehungsabbrüche erlebt haben. Gelungene Interaktion – im Gegensatz zu falsch verstandenen Autonomiekonzepten im Rahmen der zunehmenden Individualisierung – als wichtigen Professionsbestandteil und Ressource zu betrachten, ist meines Erachtens jedoch nicht nur eine wichtige Perspektiveneinnahme für jenen Teil der Sozialen Arbeit, der in psychosozialen, klinisch geprägten Handlungsfeldern mit einer multiproblembelasteten Klientel stattfindet, sondern auch für unser alltägliches (Er-)Leben insgesamt (vgl. Nestmann, 1988, 2010). Insofern greift das zunehmende Interesse an bindungstheore-

tischen und beziehungsorientierten Konzepten eine „Besorgnis des heutigen Menschen“ (Dornes, 1998, S. 300; vgl. auch Endres & Hauser, 2002, S. 9 f.) auf, in dieser immer unüberschaubarer werdenden Welt Halt zu gewinnen, und verkörpert damit ein empirisch und theoretisch fundiertes „Plädoyer gegen Nachlässigkeit im sozialen Miteinander“ (Grossmann & Grossmann, 2004, S. 19).

Entlang dieses Gedankens einer Autonomie, die sich über Verbundenheit herstellt (vgl. Gahleitner, 2008), und der These, dass stets die „Einlagerung personaler Prozesse in die jeweiligen Lebenswelten ihrer Subjekte“ (Hanses, 2005, S. 190) als Aufgabe der Sozialen Arbeit zu verstehen ist – ein Gedanke, der auch von den InterviewpartnerInnen der drei herangezogenen Studien immer wieder hervorgehoben wird –, müsste das eingangs von Butler (2003/2005, S. 39) angeführte Zitat eventuell leicht modifiziert werden und lauten:

„Wer bin ich ohne euch?“